Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 61. Mittwoch, 2. März 1932.

Das Haus der Dämonen

Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

8. Fortsetzung. (Nachdruck verboten).

Einmal, als sie das Buch zuschlägt — im Vorzimmer hört man schon die Mutter und die tiefen, männlichen Stimmen von Baronet John May und Captain Smith —, wagt sie ein keckes Zitat. „An diesem Tage lasen wir nicht weiter", sagt sie, sie sagt es auf italienisch, wie Dante es gesagt hat: „Quel giorno più vi non leggem' avanti". Sterling ist ja in Italien aufgewachsen — denkt er wohl an Galeotto, an Francesca? Sein Gesicht wird flammend rot, er muß für einen Augenblick ans Fenster treten, da die Gäste kommen. Ottilie fühlt einen Triumph wie Jubelschrei in ihrem Herzen . . .

Es fällt nicht auf, daß sie im lebhaften Hin und Her des Gespräches immer und immer wieder seine Augen sucht, und wenn es auffällt — man nimmt's nicht wichtig. Liebelei . . . das ist an der Tagesordnung! Niemand in diesem Kreise (die alten Damen nicht einmal ausgenommen — nicht wahr, Frau Hofrätin, wir wollen von Herrn von Gerstenbergk nicht reden!) — niemand, der nicht insgeheim oder vor allen Augen in ein Liebesspiel verstrickt wäre. Die Zeit ist galant und duldsam, sie wirft ihren seidenen Mantel über alles, von der kleinsten, spielerischen Frivolität bis zur erhabensten Seelenbuhlschaft. Man lächelt nachsichtig, wenn man ein neues Opfer im Netz gefangen sieht.

Auch August lächelt, er ist kein Spielverderber, ist es zudem längst gewöhnt, daß seine Ottilie, die er einstmals ganz für sich allein zu haben geträumt, jetzt immer ein paar Fischlein am Hamen hat, er ist weit entfernt, ihr deswegen zu grollen, er vertraut ihr, daß sie die Grenze nicht überschreiten wird, die Rücksicht auf Haus und Vater setzt. Er ist überhaupt heiterer in diesen Wochen des Frühlings und beginnenden Sommers, der Vater ist fern, der Druck seiner geliebten, aber schweren und opferheischenden Nähe lastet nicht auf ihm, er hat Zeit für sich, für die Kinder, er erscheint manchmal sogar im Salon seiner Frau — obwohl ihn das im Grunde von Herzen langweilt. Übrigens gefällt ihm Charles Sterling, er findet ihn nett und traitable. Sie können zwar nur auf französisch miteinander reden, und das schlecht genug, denn mit Sterlings Französisch ist es, wie bei allen Engländern, nicht weit her, und die Art, wie August diese schöne Sprache mißhandelt, hat Ottilie schon vor Jahren oftmals lachend einen „Kosakendialekt" genannt. Aber für das, was zwei Männer miteinander zu reden haben, reicht's gerade aus. Süßholz wird ja nicht geraspelt wie am Teetisch . . .

Einmal machen die beiden eine Morgenpartie nach Tiefurt. Sie unterhalten sich sehr gut, aus der Morgenpartie wird eine Mittag- und Abendpartie, weil sie im Tiefurter Kruge essen und abends noch lange bei Ortelli am Markt sitzen. August regaliert Sterling mit Elfer Liebfrauenmilch, da der junge Mann den schweren Burgunder ablehnt; er selber bleibt bei seinem starken und feurigen Tröster. Sie zechen ganz wacker — Signor Ortelli, der neugierig um den Tisch streicht und zu seinem Ärger kein Wort versteht, denkt bei sich: Wen hat der Herr Kammerrat da, den Zarten, Jungen, mit dem er französisch parliert?! Sie scheinen gut befreundet! . . .

Ja, das sind sie, seit diesem Tage. August hat viel Sympathie für den jungen Sterling, unter allen Engländern nur für ihn, er läßt ihn von Italien erzählen und horcht aufmerksam auf jedes Wort. Italien — dahin möchte er auch. Italien — manchmal ist ihm, in dämmernden Stunden, wenn er allein sitzt und grübelt, als ob nur dort alles sich lösen und zum Guten wenden könne, was ihn hier bedrückt und bindet und unfrei und unfroh macht, das verworrene Lebensrätsel. Einmal dorthin reisen, wie der Vater, wie der Großvater! Dem Großvater hat die Reise ins Land Italien doch wenigstens ein paar Lichtstrahlen ins grämliche Leben gewoben — aber was ist sie dem Vater gewesen! Oft genug, wenn er mit Riemer und Kräuter alle Papiere für die Repositur ordnete und bündelte, hat er sich festgelesen in diesen schon vergilbenden Blättern der Tagebücher und brennend gefühlt, was dem Vater der lange Aufenthalt in Italien bedeutet hat: eine Wiedergeburt, geistig und körperlich . . . Wiedergeburt! — Er ist vierunddreißig Jahre alt, ist ein Knabe noch neben dem greisen Vater, der im nächsten Jahre, wenn die Götter gnädig sind, seinen Fünfundsiebzigsten feiern wird — und doch verlangt ihn schon nach diesem: Wiedergeburt. Er fühlt, daß sein Leben scherbenhaft ist, voller Sprünge und Risse und voller Schlacken — käme ein Töpfer, es neu zu formen!

Am Ende eines solchen, unter Gesprächen bis in die Nacht gedehnten Zusammenseins, da sie sich auf dem mondhellen Marktplatz trennen — der breite Schatten des Stadthauses deckt den murmelnden Brunnen zu —, holt Sterling aus der Tasche ein schön gebundenes Büchlein, ein Exemplar von Byrons „Kain", englisch: „Geben Sie das, bitte, Ihrer Frau!"

„. . . Meiner Frau!" sagt August, er lallt die beiden Worte, ihm ist die Zunge schwer. — Wie war das, denkt er, während er durch die Nacht die Gasse aufwärts wankt, wie war das mit dem Zeichen auf Kains Stirn?!

Er sucht das Schlüsselloch, steigt die breite Treppe empor, auf der die Lichter nicht mehr brennen, geht in Ottiliens Zimmer: sie ist noch auf, sitzt an ihrem Sekretär, schreibt in Tagebuch, das sie immer sorglich vor ihm wegschließt.

„Wo kommst du her?" fragt sie — und weiß die Antwort, da sie schaudernd den Weindunst spürt, den er mit sich bringt.

„Dies — schickt — Sterling", sagt er, unnötig laut.

Sehr netter Junge — dein Sterling — wir sind gut Freund geworden —"

Ottilie lächelt. Freund? — Wie Feuer und Wasser! denkt sie, indem sie das Duodezbändchen aufblättert. „Verdirb ihn nicht mit deinem Trinken!" sagt sie, ohne den Kopf zu heben. Sie wundert sich, daß er nichts erwidert.

☆

Hofrat Rehbein hat, die Stirn in Falten ziehend, gesagt, daß Solbäder günstige Wirkung tun würden. Wie? Die Frau Kammerrätin ist in letzter Zeit ein wenig gelb geworden, die Funktion der Leber scheint zu stocken! Nachhilfe, eine geringe, unbedeutende Nachhilfe tut not. Wie wäre es zum Beispiel mit Frankenhausen — einem kurzen, keinesfalls über mehr als sechs Wochen auszudehnenden Aufenthalt in dem kleinen Bade, das so lieblich am Fuße des Kyffhäusers liegt und so starke Solquellen hat?

Ottilie hat erst nicht recht gewollt, sie hat das Kind vorgeschoben, das zweite, Nunne, den kleinen Wolf, der ihrer noch so sehr bedürfe — aber den wahren und einzigen Grund hat sie verschwiegen, weil Augusts Blick ernst auf ihr ruhte: daß sie dies tägliche Zusammensein mit Charles nicht aufgeben will.

„Liebes Kind", hat August gesagt, „wenn der Hofrat meint, daß es die Leber ist — mit solchen Organen ist doch nicht zu spaßen. Man ist klug, wenn man rechtzeitig vorbeugt, ehe ernste Schäden entstehen." — Nachher, nachdem der Arzt gegangen, hat er ihr auseinandergesetzt, daß ihm zwar eine derartige Ausgabe jetzt gar nicht willkommen sei, er habe schon auf seine Julitage Vorschuß genommen, aber es müsse eben sein, leider Gottes. Und wenn sie durchaus nicht allein reisen wolle, dann müsse sie eben Nunne mitnehmen und Ulrike dazu, damit sie das Kind warte.

Mit einer leidenden Miene hat Ottilie sich gefügt, keine List hat ihr mehr einfallen wollen, die unbequeme Sache abzuwenden.

Aber da sie nun hier ist in dem kleinen, wie aus der Spielzeugschachtel aufgebauten Badeort und die Bäder nimmt, die ihr wohltun, und täglich in der schönen alten Lindenallee spazieren geht, und es auch an Augelchen nicht fehlt — nun ist sie's im Grunde doch zufrieden. Wirklich gut, einmal herauszukommen aus der Stadt! Der Winter war ja anstrengend wie noch nie, der todkranke Vater, die vielen Nachtwachen an seinem Bett, die ständige Angst um seine Lebensflamme, die doch alles im Hause wärmt . . . Jetzt ist er, noch immer, in Marienbad, er schreibt glückliche Briefe, es scheint ihm wieder sehr zu gefallen. Wenn nur das ominöse Wörtchen nicht so oft in seinen Briefen stünde! Schon vor der Abreise nach Frankenhausen hat dies Wörtchen sie und August immer beunruhigt und für Stunden sogar in gemeinsamer Sorge zusammengeführt. „Die Familie" — diese Frau von Levetzow mit ihren Töchtern — oder vielmehr: mit ihrer Tochter! . . . Es ist daheim genug darüber geredet worden, nicht im Hause nur, der alte Herr scheint in dieser Sache von einer sonst gar nicht gekannten Offenheit und Redseligkeit . . .

Ach, weg mit allen Sorgen! Noch drei Wochen liegen vor ihr, drei von den sechsen, die Rehbein gefordert hat, drei lange Wochen bei hoffentlich anhaltendem wundervollem Wetter! Sie ist glücklich mit der Schwester und dem Kleinen in einem bequemen und heiteren Quartier, die rührende Ulrike nimmt ihr alles und jedes ab — und abends, wenn Nunne unter seinem Betthimmel schläft, gehen die beiden noch in der Lindenallee auf und nieder und sprechen — wovon sprechen sie? Von ihren Herzensromanen natürlich. Denn auch Ulle hat ja einen, Ottilie hat es längst erraten, Frederic Rulling Smith ist sein Name, er ist Captain in der britischen Armee und überdies ein Neffe des berühmten Herzogs von Wellington: jung, hübsch, gescheit, wohlerzogen (obgleich Ottilie ihn insgeheim ein wenig brutal aussehend findet mit seiner bräunlichen Gesichtsfarbe und seinem Hängeschnurrbart). Ulrike spricht unaufhörlich von ihm, er hat es ihr angetan, fast zu sehr, fast zu heftig, denkt Ottilie bei sich. Und wenn Ulrike, in Sehnsucht verloren, schweigt — so redet sie selber, redet von wem? Von Sterling natürlich, von Charles.

Eigentlich schämt sie sich ein wenig, vor der Schwester von ihm zu reden, denn er ist so blutjung, nicht älter als Ulle, kaum ein Student, geschweige denn ein Leutnant, wie der Baronet May, oder ein Captain. Aber das Herz ist voll, und so muß sie sprechen, besonders wenn die Fahrpost einen Brief von ihm gebracht hat, einen dieser in aller Wohlerzogenheit jugendlich enthusiastischen Briefe, die immer plötzlich den Ernst abwerfen und irgendeinen Possen treiben. Er schreibt genau wie er spricht; liest sie ihn, so kann sie sich leicht einbilden, ihm gegenüberzusitzen. Aber er schreibt selten, er ist zurückhaltend — hierin, wie in allem.

Sie muß lächeln, wenn sie seine Briefe neben Augusts Briefe legt. „Mehrere Gründe und Ursachen bewegen mich, von meiner vorgehabten Harzreise abzustehen, denn erstens würde ich wohl schwerlich Urlaub erhalten können; zweitens habe ich einen Brief vom Vater, der merken läßt, daß er wohl im August zurückkehren wird; drittens habe ich meine Kasse befragt und gefunden, daß sie auf schwächeren Füßen steht, als ich glaubte und daß mir, bis neue Kamele mit Geld aus Ägypten anlangen, noch einige Ausgaben bevorstehen . . ." So sind Augusts Briefe: erstens, zweitens, drittens. Er ist ein Fanatiker der Ordnung. Wie oft hat sie darunter gelitten! Oder ist er einfach ein Pedant? — Sie ist jedenfalls nicht traurig darüber, daß er nicht kommt, er würde viel von dem Spaß verderben, den sie und Ulle hier haben, er würde bestimmt eifersüchtig sein und brummen wegen der vielen Augelchen, die sie verschwendet.

Da sind zum Beispiel zwei preußische Offiziere, die Kapitäne von Wackenroder und Digeon von Monteton: wenn sie zusammen die Allee hinun[illegible]n zum Badehaus, sehen sie aus wie Brüder, so gleich an Wuchs und Gestalt sind sie. Und dabei so grundverschieden in Wesen und Temperament: Monteton ist feurig wie seine französischen Vorfahren, Wackenroder eher schläfrig und phlegmatisch. Aber beide machen sie der schönen Frau mit den Fritzen-Augen eifrig den Hof, seit sie durch vorsichtige Vorfrage beim Badeinspektor erfahren haben, daß sie einen Namen trägt, auf den ganz Deutschland, ja die Welt mit Stolz und Ehrfurcht blickt. („Obwohl seine Haltung im Kriege und überhaupt dieser Kotau vor dem korsischen Emporkömmling . . . und die Ehrenlegion — was meinen Sie, Kamerad?" fragt Wackenroder; Digeon von Monteton lächelt.) Ja, da ist manche Gelegenheit zu Augelchen, nicht allzuoft gehen die Schwestern jetzt allein nach dem Abendbrot in der Allee spazieren, meist sind die preußischen Herren da.

Manchmal schüttelt Ottilie den Kopf, verwundert über die Treulosigkeit ihres Herzens, das Charles längst Treue geschworen hat und nun hier so faltergleich von andern Blumen nascht. Ach, aber es tut wohl, diesen Landsleuten zu erzählen, wie sie damals im Park an der Ilm Heinke gerettet hat, den Lützower Jäger (sie glaubt ja längst selber an den Roman!), und ihn unter Gefahr fürs eigene Leben ins Gartenhaus der Großmutter, Gräfin Henckel-Donnersmarck, geschafft (der Name schlägt so viele Fäden!) und seine Wunden gepflegt hat, bis er wieder ins Feld ziehen konnte und vor Paris sich das Eiserne Kreuz erstreiten. Die preußischen Kapitäne hören mit Respekt zu, als sie das Erlebnis hinplaudert; und Herr von Monteton bittet scherzhaft, indem er die Hacken sporenklirrend zusammenschlägt, um die Erlaubnis, die Frau Kammerrätin fortan „Johanna von Orleans" zu nennen . . . Alles das wäre nicht möglich, wenn August mit seinem schweren, trüben Mute hier wäre. (Fortsetzung folgt.)

Kühle Tage im März.

Kühler Tage im März
Feingoldne Schnur.
Ahnende Flur,
Immer noch ahnendes Herz.
Durch die Dämmerung
Sternengetön,
Blitzender Amselschlag:
Drüben wartet ein Tag
Sternenschön,
Maienjung.

Fritz Gränz.

Seltsame Menschen und Schicksale.

Ein Vanderbilt stirbt in einer Dachkammer. — Der Papagei, der Diebe verjagt. — Das Recht des Theaterbesuchers. — Tausend Menschen wollen erben. — Ist die Menschheit friedliebend?

Dieser Tage ist ein Urenkel des wegen seines Reichtums berühmt gewesenen Cornelius Vanderbilt, Reginald Vanderbilt, in New York in ärmlichsten Verhältnissen gestorben. Seine letzten Lebensjahre hat er in einer dürftigen Dachkammer verbracht, die mehr einer Höhle, als einer menschlichen Behausung glich. Selbstverständlich hat dieser Vorfall in New York lebhaftes Aufsehen hervorgerufen, er wird von der großen amerikanischen Presse eifrig kommentiert. Man ist allgemein der Ansicht, daß der Glanz des Namens Vanderbilt zu verblassen beginnt. Der Ruhm dieser Familie, deren Name früher als Symbol des Reichtums gegolten hat, bedeutet heute nur noch wenig gegen den der Rockefellers und Morgans. Die amerikanischen Zeitungen erinnern daran, daß Cornelius Vanderbilt sich aus ärmlichsten Verhältnissen zu einem der reichsten Männer der Vereinigten Staaten emporgearbeitet hatte. Als er im Jahre 1877 starb, hinterließ er seinem ältesten Sohn ein Vermögen von etwa 600 Millionen Mark. Dieser, William Vanderbilt, verstand es, das väterliche Vermögen zu vermehren, daß er bei seinem Tode ein Familienvermögen von etwa drei Milliarden Mark hinterließ. Aber sein Erbe wurde nicht so verwaltet, wie er es bei Lebzeiten gewünscht hatte. Er hatte es nämlich zu acht Teilen an seine acht Kinder gegeben, unter den Erben waren Streitigkeiten ausgebrochen, und so wurde denn das berühmte Vanderbiltvermögen zersplittert. Da Kinderreichtum bei den Vanderbilts zur Tradition gehörte, wurden die acht Erbteile später wiederum in kleinere Summen gespalten, so daß der vierten Generation keine gewaltigen Summen übrig blieben. Es kam schließlich soweit, daß sich einige verarmte Mitglieder der Familie in der Welt umhertrieben, und — auf ihren Namen gestützt — ein abenteuerliches Leben führten. Das letzte, wirklich bedeutende Mitglied der Familie soll jener Vanderbilt gewesen sein, der bei dem Untergang der „Lusitania" ums Leben kam. Um seinen Besitz entbrannte ein Erbstreit, der noch heute nicht entschieden ist.

Selbstverständlich gibt es noch mehr wohlhabende, ja sogar reiche Mitglieder der Familie. Aber damit ist nicht gesagt, daß man — wie früher — jeden Vanderbilt für einen Dollarmillionär halten muß. Der soeben verstorbene Reginald Vanderbilt ist 60 Jahre alt geworden, aber das letzte Jahrzehnt seines Lebens verbrachte er in sehr kümmerlichen Verhältnissen, denn er lebte einzig und allein von einer schmalen Rente, die die Familie ihm ausgesetzt hatte.

*

Auf merkwürdige Art wurden dieser Tage zwei Einbrecher in London verscheucht. Die Diebe waren zur Nachtzeit in die Wohnung eines bekannten Londoner Zahnarztes eingedrungen, nachdem sie festgestellt hatten, daß der Zahnarzt und seine Gattin das Haus für längere Zeit verlassen hatten. Es gelang ihnen, die Korridortür mit Nachschlüsseln zu öffnen, und in aller Gemütlichkeit suchten sie die in der Wohnung befindlichen Kostbarkeiten zusammen. Es gelang ihnen auch, ein Versteck aufzuspüren, in dem die Frau des Zahnarztes ihren Schmuck aufbewahrt hatte. Mit ihrer Beute wollten sich die Einbrecher nun noch nicht zufrieden geben. Deshalb drangen sie in das Arbeitszimmer des Zahnarztes ein, um sich der Goldvorräte zu bemächtigen, die ein Zahnarzt ja zur Behandlung braucht. Sie fanden auch für einige tausend Mark Gold vor, das ebenfalls sorgfältig eingepackt wurde. Schon wollten die Einbrecher mit ihrer Beute die Wohnung verlassen, als sie plötzlich auf dem Korridor eine Stimme hörten, die deutlich sagte: „Bitte diesen Weg, wollen Sie bitte hier gehen." Die Einbrecher erschraken, denn sie nahmen an, daß jemand in der Wohnung war, der die Polizei alarmiert hatte und ihr nun den Weg wies. Entsetzt warfen sie die Beute weg und sprangen aus dem Fenster der Parterrewohnung. Als der Zahnarzt zurückkehrte, wunderte er sich zunächst über die Unordnung in seiner Wohnung. Dann konnte er sich den Vorgang rekonstruieren. Er besaß nämlich einen Papagei, dem er mit vieler Mühe einige Worte beigebracht hatte, um den Patienten den Weg zu seinem Sprechzimmer zu zeigen. Wie gewohnt hatte der Papagei diese Worte vor sich hingeplappert und dadurch hatte er die Einbrecher verscheucht.

*

Ein Theaterbesucher hat das Recht, der Vorstellung bis zum Ende beizuwohnen, selbst wenn dies gegen den Willen des Theaterdirektors geschieht. So hat wenigstens vor einiger Zeit ein Gericht in Dünkirchen entschieden. Dort waren zwei Bürger der Stadt abends ins Theater gegangen. In der Pause begaben sie sich in ein Kaffeehaus, das dicht neben dem Theater liegt, und dort diskutierten sie über das Stück. Dabei sprachen sie äußerst abfällig über die Darsteller, und sie machten kein Hehl daraus, daß sie die ganze Vorstellung für verfehlt hielten. Zufällig befand sich am Nebentisch der Direktor des Theaters, den diese scharfe Kritik sehr verstimmte. Schließlich übermannte ihn die Wut so sehr, daß er auf die beiden Theaterbesucher zueilte und sie um ihre Eintrittskarten bat. Ahnungslos reichten die beiden Männer dem aufgeregten Mann ihre Karten. Sofort zog der Direktor Geld aus der Tasche und sagte: „Hier haben Sie Ihr Eintrittsgeld zurück. Die Karten gebe ich Ihnen nicht wieder, denn ich wünsche nicht, daß Sie mein Theater nochmals besuchen." Die beiden Männer protestierten, sie eilten nochmals zum Theater zurück, aber der Direktor hatte inzwischen schon Anweisungen erteilt, ihnen den Zutritt zum Zuschauerraum zu verweigern. Daraufhin verklagten die beiden Theaterbesucher den Direktor auf Schadenersatz für die entgangene Vorstellung. Nach längeren Verhandlungen entschied das Gericht, daß die Theaterbesucher unbedingt das Recht auf die vollständige Vorstellung hätten. Der Direktor wurde zu einem Schadenersatz und zur Zahlung der Gerichtskosten verurteilt.

*

Eine merkwürdige Versammlung, bei der es sehr erregt zuging, hat dieser Tage in Budapest stattgefunden. Nicht weniger als tausend Menschen waren erschienen, die alle Anspruch auf eine große Erbschaft erhoben. Im Jahre 1905 war nämlich in Sidney ein sehr reicher Mann namens Weißberger gestorben. Er hatte wohl viele Millionen, aber kein Testament hinterlassen. In Sidney konnte man lediglich feststellen, daß Weißberger vor vielen Jahren aus Ungarn eingewandert war. Von Budapest aus wurden nun Nachforschungen angestellt und bald verbreitete sich das Gerücht von der Millionenerbschaft durch ganz Ungarn. Jeder wollte gerne erben, viele, die gar kein Recht dazu hatten, versuchten auf irgend eine Weise, ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem verstorbenen Weißberger nachzuweisen. Ein ganzes Advokatenkonsortium hatte viele Jahre damit zu tun, um die unberechtigten Anwärter zurückzuweisen. Nun endlich, nach 27 Jahren, ist man soweit. Noch immer sind aber tausend Erbberechtigte vorhanden. Diese haben sich zu einem Verein zusammengetan, um ihre Erbschaftsansprüche durchzusetzen. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß auch alle an der Erbschaft teilnehmen werden, denn viele besitzen nicht mehr die notwendigen Papiere, aus denen sie ihre Ansprüche herleiten könnten. Zunächst sieht es so aus, als ob „nur" 70 Personen in den Besitz des Geldes gelangen sollen. Aber auch diese werden noch einige Jahre warten müssen, bis der erhoffte Geldsegen eintrifft.

*

Anläßlich der Völkerbundstagung in Genf hat die Gesellschaft für Internationales Recht eine interessante Statistik zusammengestellt. An Hand dieser Aufzeichnungen sieht man, daß die Menschheit alles andere als friedliebend ist. Man hat einen Zeitraum von 3400 Jahren gewählt und man hat festgestellt, daß es während dieser 3400 Jahre in der Welt nur 268 Friedensjahre gegeben hat. Nur diese relativ kurze Zeitspanne haben die Menschen in der Welt Ruhe halten können, sonst waren sie in den verschiedensten Ländern und Erdteilen in allerlei kriegerische Komplikationen verwickelt. Während der 3400 Jahre, auf die sich die Statistik erstreckt, wurden nicht weniger als 8000 Friedensverträge unterzeichnet. In allen wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß sie für die Ewigkeit geschlossen und eine Aera des Friedens und der Eintracht einleiten mögen. Aber diese Hoffnungen haben sich bisher stets als trügerisch erwiesen.

Das Sandkorn.

Von **Walter von Rummel.**

Von einem hohen Berge an den Ufern des Indischen Ozeans fiel ein Sandkorn in das Meer. Eine mächtige Woge nahm es auf, riß es ungestüm mit sich fort und trug es weiter. Ob das Sandkorn wollte oder nicht, es mußte mit, hatte auf jeden eigenen Willen zu verzichten. Es fühlte bittere Sehnsucht nach seinem hohen Berg, nach dem freien Wind und der warmen Sonne, die es gütig beschienen hatte, so weit und lang es zurückzudenken vermochte. „Wie bin ich arm und klein, viel weniger als ein Nichts", rief das Sandkörnchen klagend aus, „bin ein verlorenes Pünktlein im Riesenweltall!" So weinte es vor sich hin und wäre, mit der großen Woge weiterrollend, am liebsten in seine Atome zer-

sprungen. Aber von oben her tröstete liebreich die helle Sonne, seine alte Freundin, herab, rief dem Sandkorn immer zu, nichts sei so winzig, klein und nieder auf dieser Erde, daß es ganz zu verzagen brauchte.

Bald aber sah es noch viel schlimmer aus und es schien so, als ob nun wirklich das letzte Ende gekommen sei. Die große blaue Woge brach sich in einem grünlichen Korallenriff. Die so Starke und wild Gewalttätige wurde in hundert Stücke zerrissen, ihr verrinnendes Lebensblut verspritzte in weißem Gischt. Das verlorene Sandkorn aber wirbelte es in schwarze Tiefe hinab. Es begann sein Bewußtsein zu verlieren, so groß waren die rollenden Donner und das dröhnende Getöse. Mit dem letzten Gedanken, dessen es fähig war, weilte es auf seinem hohen, freien Berg, von dem aus es leicht und froh in alle Fernen geschaut hatte, dachte es zurück an die helle, gütige Sonne. Dann verlor es die Besinnung.

Als es wieder erwachte, lebte es merkwürdigerweise immer noch. Freilich jämmerlich und kläglich genug, in einer nachtdunklen Klause. Eine Muschel hatte es aufgesogen. In dieser engen und dumpfen Zwangshaft gefiel es ihm nun gerade so wenig wie in der dahinrasenden Sturmwoge. Aber das in der Muschel lebende gute Tier tröstete das Sandkorn. „Der mächtige Meergott hat mit seinem starken Atem dich in meine Hütte hereingeweht und mir befohlen, dir Gastfreundschaft zu gewähren. So bleibe denn bei mir und ich will dir von dem Schimmerglanze, den der Gott der See meinem Muschelgehäuse geschenkt, so gut ich kann einen Abglanz schenken, will redlich mit dir teilen. Warte nur eine Weile und du wirst zufrieden sein. Fürs erste bist du nun schon nicht mehr allein, wohnst in einem festen Hause, bist wohlbeschützt von allen Stürmen, Gefahren und wilder Seenot."

Das Sandkorn hörte aufmerksam zu und war des besten Willens, ließ alles Klagen sein, lebte dahin in der dämmrig kühlen Tiefe, hinabgezaubert auf den stillen Meeresgrund. Als es sich aber über eine Weile wieder besah, war sein schlichtes, gelbes Kleid von einem wunderbar feinen Opalschimmer überzogen. Immer dichter und fester legte der sich über sein altes Gewand.

Eines Tages ging es plötzlich und unerwartet wieder aufwärts in das heiße Sonnenlicht empor. Seiner Herbergsmutter, dem braven Muscheltier, war diese Reise in die Höhe viel zu warm und trocken. Es starb und schwand rasch dahin, öffnete im Tode die Tore seiner sicheren Burg. Eine Menschenhand griff hinein, löste das frühere Sandkorn, das ganz zur Perle geworden war, aus dem Gehäuse. Bewundernde Augen ruhten darauf, von Hand zu Hand ging die Perle. Eines Tages aber erwachte sie als das beste und erste Schmuckstück in der schimmernden Krone einer jungen, schönen Fürstin. Die staunenden Blicke, die ihre Herrin trafen, glitten von dieser oft zu ihr ab, galten und huldigten auch ihr. Dankbar lächelte sie nun oft hinauf zu ihrer alten und getreuen Trostspenderin, zur lieben Sonne, die ihr ja gesagt hatte, kein Ding auf Erden sei so klein und nichtig, daß es ganz zu verzagen brauchte! Wüßten doch viele um diese Wahrheit der Sonne! . . .

Das Rendezvous.

Von **Peter Pong.**

I.

Donnerstag. Dönhoffplatz. Mittags ½1 Uhr. Ein junger Mann folgt einem jungen Mädchen. Er lüftet höflich den Hut.

„Verzeihen Sie, liebes Fräulein, mein Name ist Eduard Großbein."

„Bedauere, ich habe jetzt keine Zeit . . . ."

„Ich habe auch keine Zeit, liebes Fräulein, ich wollte mich Ihnen nur vorstellen, ich muß nämlich hier gleich umsteigen. Ich muß zum Postscheckamt und um 1 Uhr ist da Kassenschluß."

„Sehr angenehm, Herr Großbein."

„Bitte, nennen Sie mich kurz Eduard!"

„Also, lieber Herr Eduard, wenn Sie etwas von mir wünschen, kommen Sie morgen, Freitagabend um 7 Uhr, nach Geschäftsschluß vor das Schuhwarenhaus Brüller, wo ich Verkäuferin bin. Dann können wir vielleicht besprechen, wann und wo wir uns am Samstag treffen könnten. Mein Name ist Margot. Auf Wiedersehen."

„Hopp! Mein Autobus! Wiedersehen!"

II.

Freitag. Abends 7 Uhr. Schuhwarenhaus Brüller. Eduard Großbein steht am Eingang für Angestellte.

„Sie sind der Herr Eduard?" fragte ihn leise eine hübsche, fremde Dame.

„Jawohl."

„Mein Name ist Frieda. Ich bin die Freundin von Margot. Meine Freundin läßt Sie schön grüßen und bittet Sie um Entschuldigung, daß sie nicht kommen kann."

„Das arme Kind. Ist sie krank?"

„Im Gegenteil. Sie hat heute den Inhaber des Schuhwarengeschäftes geheiratet und ist mit ihm nach Venedig gefahren."

„Warum hat sie mir das gestern nicht gesagt?"

„Weil Margot gestern selbst nicht wußte, daß Herr Brüller in sie verliebt war."

„Ist nicht so schlimm — Liebes Fräulein Frieda, darf ich Sie etwas fragen? Sind Sie noch frei?"

„Jetzt nicht. Ich habe Nachtdienst im Haupttelephonamt eines Filmbureaus. Aber morgen, am Samstag, sehr gern."

„Also, liebe Frieda, hören Sie mal zu. Wissen Sie, wo die Sporndrädchenstraße ist?"

„Jawohl, am Alexanderplatz."

„Sehr richtig! Also, in der Sporndrädchenstraße gibt es eine kleine Konditorei. Konditorei Teddybär. Kommen Sie um 5 Uhr nachmittags in die Konditorei Teddybär und setzen Sie sich rechts vom Eingang. Da ist mein Stammtisch. Sollte ich verhindert sein, so werde ich telephonieren und Ihnen Bescheid geben, wann und wo wir uns treffen könnten."

„Gemacht!"

„Also, auf Wiedersehen!"

„Grüß Gott!"

III.

Samstag, 5 Uhr nachmittags. Eduard Großbein nimmt seinen Hut.

„Pardon, Herr Großbein," sagt zu ihm sein Chef, „Sie müssen bis 7 Uhr bleiben und Überstunden machen. Wir haben dringende Arbeit."

„Darf ich vorerst telephonieren?"

„Bitte."

Großbein telephoniert.

„Hallo! Alexander 55 588!"

„Ja!"

„Würden Sie so freundlich sein und die Dame, die rechts vom Eingang sitzt, an den Apparat rufen."

„Da sitzt keine Dame. Aber auf dem Tisch liegt ein schwarzer Pudel — meinen Sie den??"

„Pudel? Was für ein Pudel? Wie kommt der Pudel auf den Tisch?"

„Weil er eben geschoren wurde."

„Wer spricht dort, bitte? Ist dort Konditorei Teddybär?"

„Ach wo! Hier Hundescheersalon! Wir haben die Konditorei für unser Hundescheerinstitut gekauft. Hier ist keine Konditorei mehr!"

„Donnerwetter!"

7 Uhr 10 Minuten. Großbein rennt nach der Sporndrädchenstraße. Ein Zettel hängt an der Eingangstür der früheren Konditorei: „Lieber Eduard, ich wartete bis 7 Uhr vor der Tür. Wir können uns vielleicht am nächsten Samstag um ½7 Uhr hier, vor dem Hundescheersalon, treffen. Frieda."

IV

Nächster Samstag. Eduard Großbein tritt am Alexanderplatz an einen Schupo heran und hebt den Hut.

„Verzeihen Sie, Herr Wachtmeister, bin ich verrückt?"

„Wieso?"

„Hier gibt es eine Straße in dieser Gegend, und ich kann sie nicht finden."

„Wie heißt die Straße?"

„Die Sporndrädchenstraße."

„Sporndrädchenstraße? Diese Straße gibt es garnicht hier in meinem Bezirk."

„Aber machen Sie keinen Spaß, Herr Wachtmeister, hier am Alexanderplatz war doch diese Straße!"

„Wo?"

„Dort drüben."

„Ach! Diesen Trümmerhaufen meinen Sie? Jetzt weiß ich schon! Diese Straße existiert nicht mehr, sie ist abgerissen worden!"

„Warum?"

„Weil hier ein Platz für eine neue Umsteigestation der U-Bahn gebaut wird."

„Und wie werde ich jetzt meine Braut in der Sporndrädchenstraße treffen?"

„Wissen Sie, nein Herr? Wenn Sie in Zukunft Ihre Braut treffen wollen, geben Sie ihr ein Rendezvous auf dem Standesamt. Dort werden Sie sie bestimmt treffen!"

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.